

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Richard Barth**  
**Heißer Winter in Florida**  
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

## Prolog

Das Boot – Länge insgesamt dreiunddreißig Fuß – hatte für die Überfahrt von Nassau nur drei Stunden gebraucht. Obwohl die Nacht dunkel und mondlos war, raste das Boot mit einer Geschwindigkeit von weit über sechzig Knoten dahin, bis es die Zwölfmeilen-Zone erreichte und damit in das Jagdrevier der Küstenwache und des Zolldienstes der Vereinigten Staaten eindrang. Dort ging es auf unverdächtige fünfzehn Knoten hinunter und hielt direkt auf die Koordinaten von Government Cut, der Hafeneinfahrt von Miami, zu.

An Bord waren die beiden Männer, die das Boot am Tag vorher in einem Bootshafen von Fort Lauderdale gemietet hatten. Sie waren Fachleute, wußten mit Booten umzugehen, und verstanden auch sehr viel von der Wartung, denn beide waren ein paar Jahre lang in Südamerika Bootsrennen gefahren. Doch der Rennzirkus bezahlte nur die Sieger gut. Als Drogenkurier verdiente man regelmäßig und wesentlich mehr.

An diesem Oktoberabend hatten sie vier Kilo kolumbianisches Roh-Kokain an Bord. Sie hatten es am Ende eines verschlungenen Weges im Werkzeugschuppen einer schmutzigen Autowerkstatt übernommen. Es war ihre vierte Fahrt für ihren Arbeitgeber, von dem sie nicht wußten, wie er hieß, der ihnen jedoch stets sehr klare und genaue Anweisungen gab. In etwa einer halben Stunde würden sie das Zeug abliefern, das gemietete Boot zurückgeben und sich nach Miami auf den Weg machen. Zwei Tage später würden sie aus einem Schließfach am Bus-Bahnhof von Flagler Beach ihre Provision abholen und dann auf den nächsten Anruf warten. Als sich das Boot der Küste näherte, warf der Steuermann einen prüfenden Blick auf das Radargerät. Hier draußen hatten sie kaum etwas zu befürchten. Wenn Küstenwache oder Zoll auftauchten, hätten sie sie bald auf dem Schirm, könnten rechtzeitig kehrtmachen und es in ein paar Tagen noch

einmal versuchen. Das Donzi war schneller als alle Zollboote, und ihre Steuerleute kannten auch nicht die Taktiken und Kniffe, die einem im südamerikanischen Rennzirkus beigebracht wurden. Der Steuermann hatte mehrere Narben auf der Brust. Er hatte sich mit einem Boot überschlagen, als er bei einer Geschwindigkeit von fünfzig Meilen pro Stunde eine Wende um hundertzwanzig Grad versuchte; und das nur für einen Silberpokal und ein paar tausend Dollar. Beide Männer wußten, daß ihre Sorgen erst begannen, nachdem sie Government Cut durchfahren hatten, denn dann konnten sie nicht mehr aufs offene Meer flüchten.

Der Radarschirm war leer, also gab der Steuermann vorsichtig ein bißchen mehr Gas und ließ die Nadel bis zu zwanzig Knoten hinaufwandern. In der Ferne spiegelte sich der Widerschein der Lichter von Miami. Der Steuermann winkte seinem Partner, und der zweite Mann machte sich daran, das Paket vorzubereiten.

Auf dem Boden, direkt vor dem Heckwerk, stand ein viereckiger wasserdichter Plastikbehälter. Der Mann bückte sich, steckte ihn in einen Gummisack mit festen runden Griffen und zog den Reißverschluß zu. Durch die Griffe steckte er einen handelsüblichen Landungshaken, der am Ende eines anderthalb Meter langen Pfahls befestigt war. Er kontrollierte, ob alles fest und sicher saß, und ging dann zum Steuermann zurück.

»Noch zwanzig Minuten«, sagte der Mann im Cockpit. »Weit und breit niemand zu sehen heut nacht. Es wird keine Probleme geben.«

Das Zollboot lag versteckt hinter Fisher Island, unmittelbar an der Einfahrt des Government Cut. Sie hatten den durch Government Cut und Norris Cut noch spät abends nach Süden gehenden Verkehr auf ihren Monitoren beobachtet und außerdem die Radarberichte aus ihrer auf dem Festland gelegenen zentralen Datenbank genau überprüft. Ihr besonderes Interesse galt einem Ziel, das aus Richtung Nassau kam und noch fünf bis sechs Meilen entfernt war. Es hatte das klassische Profil: hohes Tempo bis an die Zwölfmeilen-Zone,

dann deutlich langsamere Geschwindigkeit, um sich dem Verkehr an der Küste anzupassen. Die zweihundert PS starken Zwillingsmotoren des Zollbootes brummen träge vor sich hin, doch wie üblich forderten die Zollbeamten ein zweites Boot an, das an der Südseite von Lummus Island auf der Lauer liegen sollte. So von ihnen in die Zange genommen, hatte das Boot, nachdem es in die Bucht eingefahren war, keine Möglichkeit mehr zu entkommen. Die Männer an Bord griffen zu ihren Waffen und warteten. Fünfzehn Minuten noch – zehn, wenn die Schmuggler ungeduldig wurden. Aber so oder so, sie waren bereit.

Government Cut sah absolut friedlich aus. Zu ihrer Rechten sahen die beiden Südamerikaner die dunkle Baustelle einer neuen Eigentumswohnanlage, die sich bis South Beach hinzog. Die Gerüste der hohen Gebäude wirkten vor der Hintergrundbeleuchtung des Collins Avenue Strip wie Kinderspielzeug. Vor ihnen dehnte sich der Hafen von Miami mit seinen Frachtdocks und den Ankerplätzen für Wasserflugzeuge. Dazwischen lag nur noch der letzte Zipfel von Fisher Island, das die Südseite des Cut bildete, und Lummus Island, ein wirklich winziges Inselchen.

Auf dem Radarschirm des Donzi erschien an Backbord ein Punkt, und der Steuermann hob sofort den Kopf, um nachzusehen, was es war. Eine von einem Hilfsmotor angetriebene kleine Siebenundzwanzig-Fuß-Segeljacht aus Catalina glitt ungefähr fünfzehn Meter entfernt vorüber. Der Steuermann lockerte den Griff, mit dem er das Ruder gepackt hatte. Alle paar Sekunden kontrollierte er jetzt den Radarschirm. Eine Minute später hatten sie den Cut hinter sich gelassen und bogen nach rechts in den Meloy Channel ein.

Vielleicht war es die Geschwindigkeit, mit der sich der Punkt auf dem Radarschirm näherte, oder der Mann am Ruder des Donzi hatte den sechsten Sinn, denn er nahm das Gas weg, noch ehe das Motorengeräusch sein Ohr erreichte. Das Zollboot hatte sich Zeit gelassen und lag jetzt hinter ihnen, schnitt ihnen den Fluchtweg ab. An Steuerbord hörte der Steuermann einen zweiten starken Motor und begriff sofort,

daß er in der Falle saß. Inzwischen jagte das Donzi mit fünf- undvierzig Knoten dahin, und er gab noch mehr Gas. Er konnte nur noch in eine Richtung fahren. Vielleicht war es ihm möglich, so viel Vorsprung zu gewinnen, daß er die Ladung im Kanal doch noch über Bord werfen konnte. Zehn Sekunden, mehr brauchte er nicht. Das Boot, das von Lummus Island kam, machte ihm keine Sorgen. Es lag weiter zurück und mußte Causeway Terminal Island umfahren, ehe es die Verfolgung aufnehmen konnte. Das Problem war das Boot hinter ihnen. Er konnte nur hoffen, daß der Mann am Ruder kein so verrückter und waghalsiger Hund war wie er. Mit sechzig Knoten raste das Donzi am Flagler Memorial Monument vorbei und machte dann eine Wende nach Backbord, die seine Schweißnähte zum Platzen anspannte. Kaum am Südennde von Di-Lido Island angelangt, drehte der Steuermann das Ruder scharf nach rechts und wendete das Boot um hundertachtzig Grad, ein Manöver, bei dem man das Gefühl hatte, es reiße einem die Innereien heraus. Bei dieser Geschwindigkeit liefen sie um ein Haar auf die zweite der sechs Venetian Islands auf, und das Boot krängte so stark, daß die Steuerbordreling fast unter Wasser lag. Sie kamen an der anderen Seite des Dammes heraus, richteten sich auf und schafften es gerade noch, über die überflutete Spitze von Pelican Island zu schrammen. Ihre bis an die Leistungsgrenze überbeanspruchte Schraube wühlte Schlamm und Schlick auf. Dann schossen sie schnurgerade auf die nördliche Öffnung des Sunset-Island-Kanalsystems zu. Der Mann am Steuer des Donzi blickte über die Schulter zurück und grinste. Sein Manöver schien geglückt zu sein. Er zählte bis zwölf, ehe er das Regierungsboot wieder hinter sich entdeckte. Es hatte so viele grün, rot und bernsteingelb blitzende Lichter gesetzt, daß es bestens geeignet gewesen wäre, bei der Orange-Bowl-Parade mitzumachen. Als der Captain des Verfolgerbootes sah, daß sein Wild direkt auf die kleinen Sunset Islands zufuhr, befahl er dem zweiten Boot, das etwa eine Viertelmeile hinter ihm lag, die südliche Ausfahrt zu sperren. Dann folgte er dem Schmugglerboot und nahm in allerletzter Minute das Gas weg. In dem

schmalen Kanal bebte die ganze Landschaft unter der Heckwelle des ersten Bootes. Unzählige kleine und große Wasserfahrzeuge zerrten an ihrer Vertäuung und schlugen an den Kai. Sie holten das Donzi erst ein, als sie die langgezogene Kurve umfahren hatten und die südliche Kanalausfahrt erreichten, die jetzt von ihrem Schwesterboot blockiert wurde. Die beiden Männer an Bord des Donzi sahen sich zwischen zwei Zollbooten gefangen, stellten die Zündung ab und ließen sich von ihrem Vorwärtsschub treiben. Einfältig grinsend blickten sie zu den acht Gewehren und den zwei grellen Scheinwerfern hinauf, die auf sie gerichtet waren. Sie konnten es sich leisten, denn sie waren absolut sauber, hatten kein Gramm irgendeines illegalen Stoffes und auch sonst nichts Verdächtiges an Bord. Auch ihre Papiere waren in bester Ordnung.

»Was gibt es denn für ein Problem?« fragte der Steuermann mit unverhülltem Spott. »Bin ich zu schnell gefahren?«

1

Etwas so Verrücktes hatte sie den ganzen Monat noch nicht getan. Nachdem sie sorgfältig ausgerechnet hatte, was sie sich in dieser Woche bei Sloan's an Lebensmitteln leisten konnte, ihre sonstigen Ausgaben überschlagen und das Ferngespräch mit ihrem Neffen in New Jersey bezahlt hatte, stellte sie fest, daß sie diesen Monat mit neunzehn Dollar und vierunddreißig Cent im Minus war. Anders als die fiskalischen Genies in der Regierung der Vereinigten Staaten glaubte Margaret Binton nicht daran, ihren Haushalt sanieren zu können, indem sie über ihre Verhältnisse lebte. Das war nichts für eine zweiundsiebzigjährige Witwe aus New York City. Als sie daher den Fünfdollarschein aus ihrer praktischen alten Handtasche holte, war das der reine Wahnsinn; war wieder einer jener unbegreiflichen Momente in ihrem Leben, in denen irgendeine Macht von außen ihre Handlungen diktierte, ohne den geringsten Anspruch auf Logik zu er-

heben. Sie hielt die Banknote einfach ihrer Freundin Berdie hin und wartete auf ihren Losabschnitt.

»O Margaret, ich weiß, daß du gewinnen wirst. Es sind nur fünfundzwanzigtausend Lose gedruckt worden. Die Chancen sind viel besser als bei der Lotterie.«

»Es ist wirklich nicht wichtig, glaube ich«, sagte Margaret.

»Ich habe in diesem Jahr der Kirche noch keinen Cent gespendet.«

»Und schau mal, was du alles gewinnen kannst! Transistorradios, Toaster, sogar einen kleinen tragbaren Fernseher. Denk doch, wie schön es wäre, wenn du hier auf dieser Bank sitzen und dir deine Lieblingsprogramme ansehen könntest.«

Margaret studierte das Los, das Berdie ihr feierlich überreichte.

»Dieser Bus, der hier abgebildet ist, was bedeutet er eigentlich? Kann man vielleicht eine Reise nach Atlantic City gewinnen?«

»Das ist kein gewöhnlicher Bus, das ist der große Preis«, belehrte Berdie sie ganz aufgeregt. »Ein fast acht Meter langes de Luxe Wohnmobil.« Sie lehnte sich auf der Bank zurück und hob die Stimme, um einen auf dem Broadway vorbeifahrenden Laster zu übertönen. »Vier Leute können leicht drin schlafen. Es hat eine Küche, ein Bad, einen Eßplatz und viel Schrankraum. Man sitzt da drin wie in einer Kirche.«

»Hat es ein Spielfeld für Shuffleboard auf dem Dach?«

»Was?« Berdie beugte sich zu Margaret hinüber. In den wenigen Jahren nach ihrem siebzigsten Geburtstag war sie schwerhörig geworden und bekam manches Wort nicht mit.

»Ach nichts.« Margaret machte noch einmal ihre Tasche auf und nahm eine fast leere Packung Camel heraus. Verdammt, dachte sie, neunzehn Dollar und vierunddreißig Cent im Minus, und ich habe die Zigaretten vergessen. Reuevoll schaute sie dem Fünfdollarschein nach, den Berdie jetzt mit den anderen Losabschnitten in einen Umschlag stopfte. »Ich nehme an, es ist für einen guten Zweck.«

Sie schüttelte eine ihrer letzten Zigaretten aus dem Päckchen und steckte sie an. »Ach, übrigens – wo habe ich das wohl

her?« Sie zeigte Berdie das Streichholzheftchen. Auf der Vorderseite stand in kunstvollen goldfarbenen Lettern: *Samuel Speigel, Bar Mizwa.*

»Wahrscheinlich von Rose. Du schnorrst immer Streichhölzer von ihr.«

Margaret lächelte leicht, als sie an Rose dachte, der freundlichsten aller Stadtstreicherinnen nördlich des Times Square.

»Dann habe ich Glück, daß sie noch funktionieren. Die meisten ihrer Streichhölzer haben in Wasserlachen geschwommen oder in Schneewehen gesteckt.«

»Hast du Lust, dir das Wohnmobil mal anzusehen? Es sind nur ein paar Blocks bis dorthin.«

»Meinst du das ernst?« Margaret inhalierte tief. »Meine Phantasie reicht bis zu einem Transistor, vielleicht auch noch bis zu einem kleinen Fernsehgerät, aber an ein Wohnmobil würde ich nicht einmal im Traum zu denken wagen. Nein, es macht mir viel mehr Spaß, hier zu sitzen. Die Sonne scheint, und Sid muß jeden Augenblick kommen.« Sie zwinkerte Berdie zu. »Wenn er gestern einen guten Tag hatte, ist er vielleicht nicht abgeneigt, sich anpumpen zu lassen. Der Himmel weiß, ich könnte dringend ein bißchen was brauchen.«

Berdie steckte den Umschlag in die Einkaufstüte von Bloomingdale und wandte ihre Aufmerksamkeit dem runden Dutzend Tauben zu, die vor der Bank hin und her hüpfen.

Einen Augenblick saßen die beiden Frauen still nebeneinander, dann wurde die Ampel auf dem Broadway grün. Eine Fußgängergruppe überquerte vor ihnen die Straße, und ein Junge, nach dem blauen Blazer zu schließen Zögling einer Privatschule, tat so, als wolle er einer in seiner Nähe umhertrippelnden Taube einen Karatetritt versetzen. Sofort sprang Berdie auf, schwang drohend ihre Einkaufstüte und jagte den Jungen davon. Als sie zurückkam, saß Sid auf ihrem Platz. Er lächelte breit, und seine Miene verriet freundlichen Sarkasmus.

»Verteidigst du wieder die Rechte der Schwachen?«

»Verzieh dich!« fauchte sie. »Du sitzt auf meinem Platz.«

»Das ist eine öffentliche Bank«, sagte Sid und schlug seine Rennzeitung auf. Dann griff er in die Tasche seines früher



einmal ziemlich eleganten karierten Jacketts und holte einen Bleistiftstummel heraus. Aus einiger Entfernung hätte man ihn für Leonard Bernstein halten können, der über einer neuen Partitur brütete. Gepflegtes Silberhaar, intelligentes, konzentriertes Gesicht, der gleiche athletische Körperbau. Der einzige Unterschied – er war nicht Bernstein, und die einzige Musik, die er liebte, war das Pferdegewieher auf der Rennbahn. Er wartete gerade so lange, bis er sicher sein konnte, daß Berdies Blutdruck hochgeschwungen war, und begann dann über die Vögel herzugehen.

»Ein Jammer, daß der Junge nicht getroffen hat. Ein paar Zentimeter weiter, und er hätte das arme Wesen von seinem Elend erlöst.«

Berdie packte ihre Tüte fester, holte tief Atem und rang sich dann ein zuckersüßes Lächeln ab. »Falls du, Mr. Rossman, versuchen solltest, mich aus der Ruhe zu bringen, wird es dir nicht gelingen. Nicht heute.« Sie bückte sich und holte den Umschlag mit den Losabschnitten aus der Tasche. »Weil ich nämlich etwas von dir will.«

»Für Saint-Ignatius? Tut mir leid, doch da muß ich dich enttäuschen, Berdie, aber Pancher hat mir gestern schon ein Los angedreht. Ich habe gewissermaßen im Büro gespendet. Er hatte das Glück, mich mit meinem Gewinn aus dem dritten Rennen zu erwischen.«

Sie seufzte und steckte den Umschlag wieder weg. »Verdammt, ich habe noch zwei Lose.« An Sid vorbeischauend, sah sie Margaret an. »Hast du eine Idee?«

»Das Florence-E.-Bliss-Seniorenheim?«

Berdie schüttelte den Kopf. »Da war ich schon.«

»Grossmans Backstube auf der Achtundachtzigsten.«

»Für eine Kirchentombola . . .«

Margaret drückte die Zigarette aus. »Wie wär's mit dem 82. Revier? Vielleicht tun Morley und Schaeffer dir einen Gefallen. Wir haben schließlich schon mehr als genug für sie getan.«

Berdie begann zu strahlen. »Das ist eine Idee! Warum habe ich nicht daran gedacht?«

»Wahrscheinlich« – Sid machte seine Zeitung zu und lehnte

sich zurück – »weil Cops zu große Zyniker sind.«  
Margaret lachte. »Das bist du natürlich nicht?«  
»Machst du Witze? Ich habe mich von dem Geld schon für immer und ewig verabschiedet. Wenn ich's im vierten Rennen gesetzt hätte, wären meine Chancen auf einen Gewinn besser gewesen. Zum Teufel, bei so einer Tombola gewinnt doch nie einer was. Und am allerwenigsten jemand, den ich kenne.«

## 2

Sechs Tage später, Punkt sechzehn Uhr fünfzehn, konnte Sid das nicht mehr behaupten. Natürlich hätte die Freudennachricht sich mit Windeseile herumgesprochen, aber die meisten Bänke waren leer. Es war ein kalter, windiger Novembertag, ein Tag, wie ihn die Portiers am Central Park West hassen. Unmengen feuchten Laubs wurden in ihre makellos sauberen Marmorhallen geweht und mußten Blatt um Blatt eingesammelt werden, bevor ein streitsüchtiger Mieter ausrutschte und mit dem Marmorfußboden Bekanntschaft machte.

Margarets Pförtner blieb dieses Dilemma erspart. Die Eingangshalle des Hauses in der Zweiundachtzigsten Straße, in dem sie wohnte, hatte verblaßte Wände, eine Decke, von der die Farbe abblätterte, und einen einfachen Linoleumfußboden, auf dem man zu einem alten, müden Selbstbedienungsaufzug gelangte. Wenn Harry Cohen während einer Schicht viermal aufstand, so tat er es wenigstens zweimal, um nach zwei ausgiebigen Kaffeepausen seine Blase zu erleichtern. Er nannte sich Pförtner, weil noch niemand eine treffendere Bezeichnung für seine Tätigkeit gefunden hatte. Auf einem nach hinten an die Wand gekippten Stuhl sitzend und in eine Zeitung vertieft, gelang es ihm immer wieder, im richtigen Moment leicht den Kopf zu heben, um einen Mieter zu grüßen. Vielleicht hätte man ihn »Harry, der Nicker« nennen sollen. Als Berdie die Halle betrat, setzte er sogar ein paar

Worte hinzu.

»Sie ist zu Hause, Mrs. Mangione. Seit zwanzig Minuten ungefähr.«

»Harry, sie hat gewonnen! Gewonnen!« rief Berdie und verschwand im Aufzug. Harry sah zu, wie sich die Stahltür vor der winzigen Kabine schloß, und widmete sich wieder seiner Zeitung. An Berdies Äußerung verschwendete er keinen einzigen Gedanken, bis die Haustür wieder aufging und Sid hereinfegte. Diesmal hob Harry den Kopf sogar richtig.

»Sie auch?«

»Weiß sie's schon?«

»Ich nehm's an. Ihre Freundin Mangione ist vorhin zu ihr raufgefahren. Wollen Sie mir nicht verraten, was sie gewonnen hat?«

»Alles, Harry. Alles.« Im nächsten Moment war auch Sid in dem kleinen Aufzug verschwunden. Diesmal ließ Harry seine Zeitung links liegen. Ein paar Minuten lang saß er völlig reglos da, und dann hatte er es. Es mußte die Lotterie sein.

»Guter Gott!« Er ließ seinen Stuhl nach vorn kippen. Und sie schuldet mir zwanzig Dollar, dachte er.

Aus der fassungslosen, völlig verwirrten Miene, mit der Margaret Sid die Tür öffnete, schloß er, daß sie Bescheid wußte. Auch stand Berdie hinter ihr und lächelte so breit, daß ihr Mund wirkte wie ein Scheunentor. Sid sah von einer zur anderen und machte einen Schritt in die Wohnung.

»Also, was meinst du?« fragte er. »Kalifornien, New Orleans . . .«

»Ich meine, daß es verrückt ist«, antwortete Margaret. »Ich kann mir kaum ein Päckchen Zigaretten leisten, und jetzt soll ich ein paar tausend Dollar für Steuern aufbringen. Warum konnte es nicht ein tragbarer Fernseher sein?«

»Aber es ist ein vierzigtausend Dollar teures motorisiertes Heim – ein Traum für jeden Rentner«, sagte Berdie ungläubig.

»Aber nicht der Traum dieser Rentnerin. Ich denke, ich werde den Leuten sagen, daß es sich um einen Irrtum handelt, daß ich nur ein Los für die kleinen Gewinne hatte.«